

DIE HEIMAT UND DIE SCHÖNHEIT

Vortrag gehalten am 15. 6. 1958 in Ulm

Von Josef Maria Ritz

Beruf ist mir's zu rühmen Höheres,
darum gab die Sprache der Gott und den Dank ins Herz mir.

Umschreibt dieser Vers Hölderlins nicht die Geistes- und Seelenstimmung, mit der wir über Heimat sprechen sollten? Wenn dem so ist, wächst da nicht unsere Scheu, immer wieder über die Heimat zu reden! Denn dieses Wort mit dem herrlichen Klang und dem unausschöpfbar tiefen Sinn ist so oft eitel genannt worden und es wird vielfach zu Eigennutz und Geschäft mißbraucht. Müssen aber deswegen nicht gerade wir, die die Ehrfurcht vor der Heimat im Herzen hegen, die Stimme erheben und, nachdem wir selbst das Gewissen erforscht haben, nach dem Wesen der Heimat für uns heut' Lebende fragen. Denn der Begriff der Heimat wandelt sich mit den Zeiten. Er galt ursprünglich einer örtlich-landschaftlichen Begrenztheit, die mit natürlichen Gemütsbefindungen geladen war. Das Verlassen dieses heiligen Bezirks konnte ein Leiden auslösen, das Heimweh, das keineswegs eine seltene Krankheit in früherer Zeit gewesen ist. Allein der Umstand, daß diese Krankheit, wenn nicht gerade ausgestorben, doch viel seltener geworden ist, zeigt, daß wir uns mit so einfacher Begrifflichkeit heute nicht mehr abfinden dürfen. Schon Heimat als Raum ist in den Abmessungen schwankend geworden, kann eng umgrenzt, kann weit gedehnt sein. „Die alte Heimat“ ist für die Vertriebenen doch in erster Linie ein Land. Das Hauptgewicht aber muß beim Begriffe Heimat heute darauf liegen, daß diese etwas Innerseelisches, ein Akt der Bewußtheit, des Willens und des Herzens ist. Das ist notwendig in einer Zeit, die die Tatsache der Doppelheimat, der natürlichen und der Zwangs-, aber auch der Wahlheimat in unerhörtem Umfange zur Geltung gebracht hat. Doch wir wollen uns nicht mit dem Begriffe der Heimat in seiner Ganzheit und seiner Problematik beschäftigen, sondern eine Einzeleigenschaft derselben, die Schönheit, hervorheben. Vielleicht gehört sie nicht zum unentbehrlichsten Wesensgrund, aber sie ist als tatsächliche oder empfundene Eigenschaft doch ungemein wichtig. Und sie ist heute besonders bedroht. Was aber diese Gefahr bedeutet, kann man aus dem Wort eines wahrhaft tiefen Denkers unserer Zeit, Theodor Häckers, entnehmen: „Das Gefährdetste ist die Schönheit. Viel Schönheit wird immer neu geboren, aber mehr Schönheit wird verwüstet als geboren. Die Welt wird untergehen durch Verlust an Schönheit.“

Der Wille zum Schönen ist eine Uranlage des Menschen; er ist so alt wie die Kunstübung, und diese geht bis in sehr frühe Zeiten zurück. Die frühsteinzeitlichen Höhlenmalereien vor etwa 30000—40000 Jahren weisen bereits eine vollendete Kunstform, das heißt also die Schönheit auf. Heimat gab es damals in unserem Sinne noch nicht, denn diese erwächst erst mit Sesshaftigkeit und Bauwerke, und die Vermählung zwischen der natürlichen Landschaft und der Siedlung des Menschen schafft erst die äußere Heimat. Man deutet die sehr frühen Wandmalereien zumeist in einem magischen Sinn, z. B. als Jagdzauber, aber sind die mächtigen ganz ausgezieren Höhlenräume nicht vielleicht auch schon ein Fixpunkt für den schweifenden Menschen, eine Vorform von Heimat?

Schönheit entsteht also mit dem bewußten Leben des Menschen und seiner erwachenden Geistigkeit; sie ist ein notwendiges Verlangen seiner Natur, und soweit wir in die Tiefe der Vergangenheit schauen können und soweit unser Blick in alle Länder der Erde schweift, bis zu den Naturvölkern, den sog. Primitiven, überall erkennen wir die Schönheit, ja gerade bei den letzteren oft in einer überraschend starken Form und in einer völligen Geschlossenheit der Kultur. Heimat war also immer in ihrer äußeren Gestalt mit der Kunstform verbunden. Wenn ich nun mit wenigen Strichen die Schönheit alter Heimat in ihren wichtigsten Wesenszügen nachzuzeichnen suche, so muß ich an die eingangs zitierten Worte von Hölderlin denken; denn um dieses unendliche Reich von Schönheit zu beschreiben, müßte „Gott“ einem die Sprache verleihen. Doch werde ich mich mit einem nüchternen Aufzählen begnügen müssen.

Da begegnet uns zunächst die Siedlung jeder Art als Kunstwerk. Wie ein gefaßter Edelstein lag ehemals die Stadt in der Landschaft, deren Krone sie nicht selten bildete. Glücklicherweise kann man das auch heute noch erleben oder wenigstens ahnen, denn die Ortsränder — wir werden darauf später noch zu sprechen kommen — sind zumeist sehr verunstaltet. Viel stärker als die heutige Wirklichkeit gibt das Bild den ursprünglichen Eindruck wieder. Wir brauchen nur alte Darstellungen zu betrachten, wie sie uns z. B. das im vorigen Jahr (1957) von

Max Schefold herausgegebene Buch „Württemberg, Malerische Ansichten aus alter Zeit“ darbietet. Um irgend etwas herauszugreifen: Schwäbisch Gmünd, Ansicht von 1810, ein Kupferstich von Johann Sebald Baumeister. Wir erblicken mit großer Freude die klar gegliederte und doch mit munterer Vielfalt gestaltete Häuserschar; daraus erheben sich die ranghöheren Bauwerke, allen voran, so wie eine thronende Mutter, die Stiftskirche. Diese geistige und künstlerische Geordnetheit wird zu einem vollendeten Ganzen durch die Einfriedung, durch den Kranz der Mauern und Türme; ein gefaßtes Juwel — wir finden kein anderes als das eben gebrauchte Wort dafür — in der zauberhaft schönen Natur, die von Menschenhand leise geordnet, aber nicht verdorben war. Vor unseren Augen erstet eine wesenhafte Heimat, ein überschaubares Bild, deren Schönheit in der Erinnerung dem unverloren blieb, der fern von ihr leben mußte. Und wenn man den Burgfrieden, ein bezeichnendes Wort, überschritten hatte und das Innere betrat, so bot sich das gleiche Bild der geordneten Schönheit: Umhögte sein in Gasse, Straße und Platz, Variationen über das Thema

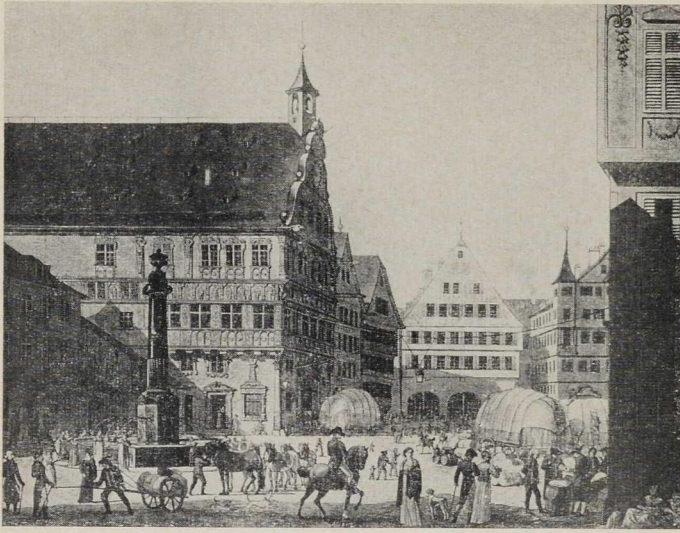


Schwäbisch Gmünd

Federzeichnung koloriert von Joh. Sebald Baumeister, 1810 aus Schefold, Württemberg, Malerische Ansichten aus alter Zeit, Honnef 1957, Farbtafel S. 16; dieselbe Fassung mit nur geringen Änderungen bei Schefold, Alte Ansichten aus Württemberg I, Stuttgart 1956, Abb. 267, die wir hier abbilden.

des Heimeligen, wobei dieses Wort nichts Verniedlichendes an sich hat, sondern im Sinne des Dabeimseins zu verstehen ist. Zum Beweise dessen besehe man sich in dem vorhergenannten Werk etwa den Marktplatz von Stuttgart, nach einer Radierung von Karl Gauger 1815 oder den Marktplatz von Heilbronn, nach einer Aquatinta von Karl Dörr von 1820. Mit der Freude erlebt man aber zugleich den Schmerz über die viele Schönheit, die schon verlorengegangen ist.

Wir wissen nun, daß das künstlerische Innen- und Außenbild der alten Städte nicht rein aus künstlerischem Schönheitsstreben geformt war; sehr reale Zwecke und Ursachen spielen mit: Die abschließende Ummauerung war durch das Sicherheitsbedürfnis, die Möglichkeit der militärischen Abwehr bedingt. Und dies bewirkte wieder die Überschaubarkeit und im Innern die Gedrängtheit, die das Heimelige beförderte. Aber es gab schon im Mittelalter inmitten dieser umwallten Städte auch ein sehr großzügiges städtebauliches Denken, das monumentale Straßen und Plätze schuf, wie wir das z. B. grundsätzlich bei den Wittelsbachischen Stadtgründungen sehen, mit so großartig breiten Straßen, wie der Altstadt und der Neustadt in Landshut und den prachtvollen Plätzen von Tittmoning, Burghausen, Wasserburg, Mühlendorf, Deggendorf und andernorts. Auf jeden Fall hat man aus der Not des Sicherheitsverlangens eine große städtebauliche Tugend zu machen gewußt. Man besaß ein natürliches Gefühl für alle städtebauliche Fügung, aber mehr als das, man hatte ein Wissen und auch ein klares Wollen; und das kommt nun schon in alter Zeit die vielgelästerte Obrigkeit mit ihren Gesetzen und Vorschriften ins Spiel; ohne die wäre es auch in alter Zeit nicht so gut gegangen. Immer mußte, wer bauen wollte, sich auch dreinreden lassen. Dabei kommt es gewiß darauf an, mit welcher Begabung und Fruchtbarkeit



Stuttgart. Marktplatz

Radierung von Karl Gauger, 1815
(Scheffold, Württemberg, Malerische Ansichten aus alter Zeit, Honnef 1957, Farbtafel S. 4 und ders., Alte Ansichten aus Württemberg I, Stuttgart 1956, Abb. 301.)

dieses Dreinreden erfolgt. Wir wissen von vielen Bau- und Städtebauverordnungen aus der Vergangenheit. Man braucht nur in der entsprechenden Literatur nachzusehen und z. B. das Buch von Wolfgang Braunfels „Mittelalterliche Stadtbaukunst in der Toskana“ aufzuschlagen, um das bestätigt zu finden. In der Toskana wird schon im 13. Jahrhundert das Stadtbauwesen ein besonderer Verwaltungszweig und man pflegt dort „eine bewußte Zurschaustellung des Schönen“. Solche Baupflege gab es selbst auf den Dörfern, auch sie wuchsen nicht nur aus wilder Wurzel. Auch sie haben eine Baugeschichte und eine Entwicklung ihres Gefügtseins (im 18. Jahrhundert sprach man so schön von der Landbaukunst), sie sind also keineswegs ohne behördlichen Einfluß geblieben, dabei gab es viel Selbstverwaltung, wie wir aus den Weistümern erfahren. Hören wir, was eine schwedische Rechtsatzung, das sog. Uplandslag von 1296 u. a. bestimmt: Es sollen je vier Grenzzeichen für die Hofstätten und für den Fahrweg um das Dorf gelegt werden (damit ist also das Dorf „weggebunden“). Der Fahrweg muß zehn Ellen breit sein, mindestens ein allgemeiner Weg ist für jedes Dorf notwendig; die Anlegung weiterer Wege und Gassen liegt im Ermessen der Dorfleute. Sind die Hofstätten festgelegt und ausgeteilt, so können die Bauern Häuser auf dieselben setzen; der Abstand muß mindestens so groß sein, daß Platz für Stützen und Pfosten vorhanden ist. Der Fahrweg darf durch die Bauten keine Einbuße erleiden; nötigenfalls müssen vom Thing Augenscheinsleute bestimmt werden, die darüber entscheiden, ob eine unerlaubte Überbauung des Wegs stattgefunden hat; sprechen sie schuldig, so muß abgebrochen werden. Wir haben also hier nichts anderes als einen Ortsmusterplan vor uns, und auch den zwangsmäßigen Abbruch, der heute so selten geübt wird, kennt man damals schon. Man mußte also immer um der Gemeinschaft willen und um der Schönheit willen persönliche Opfer bringen. Das Eigentumsrecht war nicht unbegrenzt, und gerade die Demokratie verlangt solche Einsicht. All diese verschiedenen Umstände sind dafür verantwortlich, daß auch unsere Dorfheimat die Schönheit kannte, daß die Dörfer zum unabhängigen Kulturbestand der Heimat gehören, also ein Recht auf Erhaltung besitzen.

Die alten Siedlungen würden als Ganzes nicht die geschilderte Schönheit aufweisen, wenn nicht all ihre Einzelteile schön gebaut wären. Die Vielfalt derselben ist nach den Ausmaßen, nach der Kraft des Ausdrucks, nach Schmuck und Stil außerordentlich groß, sie reichen von der Kathedrale bis zur Kapelle und vom Schloß bis zum schlichtesten Handwerker- oder Kleinbürgerhaus. Aber alle sind sie beherrscht vom rechten Maß und von der Schönheit, nach ihrem sozialen Rang aber bemißt sich ihre künstlerische Verpflichtung. Die Großbauten werden zu Wahrzeichen, sie verkünden von ferne die Heimat. Noch heute bedeuten die trotz Hochhäuser noch weithin sichtbaren, machtvollen Frauentürme Münchens in der gewaltig verbreiteten Großstadt das Wahrzeichen; in ihrem Schatten nistet die Heimat. Mächtige Einzeltürme, so hier in Ulm, oder ein ganzes Konzert derselben (man denke z. B. an die Silhouette Bambergs) in Stadt und Land sind die großen Marksteine der Heimat, sie krönen Berg und Hügel und sie können in der Ebene zusammen mit dem Körper ihres Schiffes die fehlende natürliche Erhebung ersetzen, wie das z. B. in Nördlingen, besonders aber in unvergeßlicher Weise in den planan Niederungen Hollands der Fall ist. Diese großen Bauwerke des Mittelalters sind berghaft wie ein Stück Natur und darum so heimat-

kräftig. Dies gilt insbesondere auch von den Burgen und darum geschieht auch ihr Verfall in Schönheit. So ähnlich die Grundform der Türme, um zu diesen zurückzukehren, nun ist, so individuell gibt sich doch ihre Gestalt, man möchte sagen ihre Persönlichkeit: sie erhalten ja zuweilen auch menschliche Namen, so wie der „Daniel“ in Nördlingen.

Das führt uns zu einer weiteren Erkenntnis, nämlich der, daß die Schönheit der Heimat in alter Zeit eine volksmäßige, stammhafte, landschaftlich und örtlich geprägte Schönheit ist. Trotz weltweiten Schwingens der großen Kunst- und Baustile besaß in der Vergangenheit die Heimat dieses Vermögen zur eigenen Aussage. Welche Umformung hat doch die französische Kathedrale der Gotik auf dem Weg vom Ursprungsland bis zu den deutschen spätgotischen Stadtkirchen durchgemacht. Wiederum nennen wir die Münchner Frauenkirche, die ein wahrhafter Heimatbau geworden ist. Diese Besonderheit der Kunstform ergibt zusammen mit der jeweiligen Landschaft das unverlierbare Charakteristikum, das Einprägsame und Einmalige der Heimat und das ist für die seelische Erfassung derselben von großer Bedeutung. Zugleich ist diese unendliche Vielfalt immer wieder ein beglückendes Erlebnis.

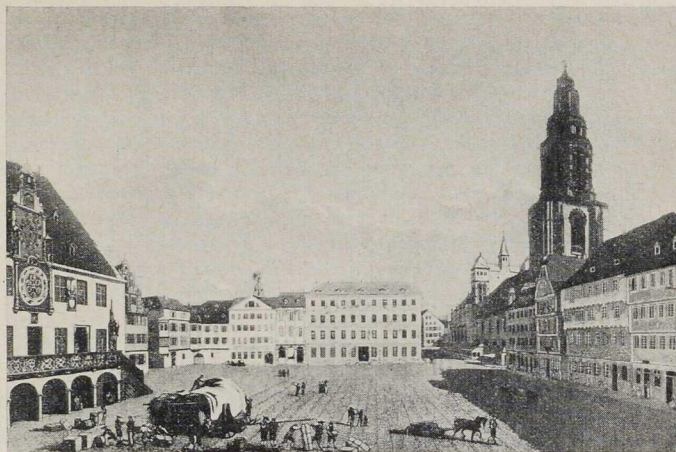
Die Heimatkraft durchströmte und gestaltete alle Kunstarten, die Plastik und die Malerei, ja auch die Volkskunst, deren Form sonst von allgemeinerer Art ist. Indes wechselt ihre Stärke auch in alter Zeit. So ist z. B. die Plastik des 13. oder 14. Jahrhunderts einheitlicher als die der Spätgotik. In dieser letzteren Periode ist die Differenziertheit, also die Heimatbedingtheit ganz besonders groß. Wir unterscheiden verhältnismäßig leicht den Oberrhein vom Niederrhein, das Fränkische vom Schwäbischen, das Nürnbergische vom Würzburgischen. In auffälliger Weise erringt die Heimat damals einen ganz besonders deutlichen Ausdruck. Die Gegenwart hinwiederum ist dabei, diese Heimatgebundenheit der Kunst überhaupt aufzugeben.

Zunächst sei nochmals darauf hingewiesen, wie vollkommen die Schönheit der geschlossenen Heimatkultur gewesen ist, von der Siedlung und dem Großbauwerk bis herab zur Wohnstube und ihren Möbeln und bis zum Gerät und Werkzeug und das ebenso in der Stadt wie auf dem Land. Und wenn wir uns auch dessen bewußt sind, daß Wohnen und Leben in der Schönheit alter Zeit beschwerlich war und daß wir heutige Menschen viele Verhältnisse gar nicht mehr ertragen könnten, so sind wir gleichwohl Bewunderer der Schönheit alter Heimatkultur und halten es mit Rodin, der gewiß selbstbewußt war und es sein konnte, der aber die Kunst der Alten sehr hoch schätzte und mit Bezug auf sie sagte: „Die Bewunderung ist ein köstlicher Wein für edle Geister“. Wir brauchen uns also von Snobisten und seelenleeren Materialisten die Freude an der alten Heimatschönheit und den Stolz auf sie nicht rauben zu lassen. Und unser durch die Technik erleichtertes Leben müssen wir doch eintauschen gegen den Verlust an Schönheit. An sich müßte das gar nicht sein, aber es verhält sich so. Geändert hat sich das Bild der Welt immer, an die Stelle einer älteren Schönheitsform ist eine jüngere getreten, aber immer wieder herrschte die Schönheit. Mit großem Selbstbewußtsein haben freilich die neuen Stile das Alte niedergebroschen. Wir, sehr geschichtlich denkende Menschen, mögen bedauern, daß z. B. in Ottobeuren und andernorts sehr ehrwürdige alte Kirchen durch die Barockzeit demoliert wurden, sie standen aber der neuen großartigen Gesamtkonzeption im Wege, und das herrliche neue Gotteshaus Ottobeurens bildete in anderer Form die Krönung einer sehr großartigen, aus einem Guß geschaffenen Anlage. Die Schönheit bediente sich einer neuen Sprache, aber sie lebte weiter. Übrigens war man damals durchaus nicht völlig unempfindlich gegen die Werte der durch Geschichte ehrwürdigen Denkmäler. Kein anderer als der große Bauprälät von Ottobeuren, Abt Rupert Neß, bezeugt dies; er schrieb 1717, als die alte Muttergotteskapelle dem neuen Bau weichen mußte, in sein Tagebuch: „Es hat mir die Abbrechung dieser unserer Liebfrauenkapelle schwerfallen wollen, weil sie erstens ziemlich schön, zweitens sehr alt, drittens viel Nebenandachten darin verrichtet wurden.“

Wenn sich also in früherer Zeit Gewinn und Verlust an Heimatschönheit die Waage hielten, so kam eine Periode, wo, um mit Hækker zu reden, mehr Schönheit verwüstet als geboren wurde. Wir wissen alle,

Heilbronn. Marktplatz

Aquatinta von Karl Doerr, 1826.
(Scheffold, Württemberg, Malerische Ansichten aus alter Zeit,
Honnaf 1957, Farbtafel S. 11, ferner ders., Alte Ansichten aus
Württemberg I, Stuttgart 1956, Abb. 114.)



sie setzt ein mit der geistig-seelischen Tatsache der Aufklärung, mit den politischen Wirren der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit, die ihrerseits die Säkularisation im Gefolge hatte. Diese hinwiederum brachte einer großen Anzahl von Monumenten das Verderben: die Verarmung der Heimat an Schönheit begann und dieser Prozeß hat sich gegen allen Widerstand, der geleistet wurde, bis heute fortgesetzt.

Gewiß hat der Klassizismus noch große Architektur hervorgebracht. Ich brauche die großen Meister dieser Zeit, die es im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes gegeben hat, nicht ausdrücklich zu nennen und erinnere lediglich an die herrliche Schöpfung der Ludwigstraße in München. Doch mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts wird die Kraft der Baukunst immer schwächer, sie sinkt — mit Ausnahmen natürlich — auf einen völligen Tiefstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts herab und das zu einer Zeit, als unsere Städte gewaltig wuchsen und allüberall sehr viel gebaut wurde. Bauen sollte Heimatschaffen sein, dazu fehlte aber diesen Dezennien die Kraft zur Schönheit. Es entstand nicht Heimat, sondern es wuchsen protzige Straßen, häßliche Industrieviertel und Elendsquartiere. Gewiß schwieg auch damals die Kunst nicht völlig, es gab auf dem Gebiet der Malerei ein sehr allgemeines wertvolles Schaffen und sogar wahrhaftige Künstler; sie aber lebten und wirkten abgesondert vom Volke, trieben Tafelmalerei, die mit der Architektur wenig oder keinen Zusammenhang mehr hatte und ein Sonderdasein führte.

Um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstarrt bei uns die Volkskunst, eine Tatsache von großer Wichtigkeit. Kunst ist ja immer ein feinfühliges Meßinstrument für Kultur- und Lebenszustände und zeigt Kommendes an. Mit dem Tod der Volkskunst ging ganz ausgesprochen Heimatkultur, Heimatschönheit verloren. Statt echter Volkskunst ziehen süßliche und kitschige Dinge, seelenlose Industrierzeugnisse in die Häuser und die Stuben ein. Aber es handelt sich nicht nur um das Sinken des volkstümlichen Kulturniveaus, sondern um Entscheidenderes. Es zeigt sich, daß eine grundlegende Wandlung eingetreten ist, wie sie wohl noch niemals in diesem Ausmaß und in dieser grundsätzlichen Art stattgefunden hat und weltweit noch stattfindet. Wir müssen die Verkümmern einer wichtigen heimatbildenden Seelenanlage feststellen, nämlich der allgemeinen schöpferischen Kraft zur Schönheit. Man kann auch von einer Umschichtung zum Technisch-Naturwissenschaftlichen sprechen, das nun seinerseits so überaus Erstaunliches leistet, aber nicht durchaus Glück bringt. Damit hängt ihrerseits die Industrialisierung zusammen, die der Schönheit der Heimat unendlichen Schaden zugefügt hat. Es sind geheimnisvolle und schicksalhafte Vorgänge und Verflechtungen, mit denen wohl auch die Barbarisierung zusammenhängt, die wir in unserem Jahrhundert erleben mußten.

Nun ist es durchaus nicht so, daß der heutige Mensch keine Schönheit mehr begehrt; er will sie auch weiterhin um sich haben, aber die Fähigkeit, die rechte Schönheit zu erkennen und auch selbst zu gestalten, ging in außerordentlichem Umfang verloren und damit auch die Einheit der Kultur, der Heimatkultur, die die alten Zeiten so ausgezeichnet hat. Dagegen entstanden große Häßlichkeitsbezirke in den Industrie-, vor allem den Bergbaugenden, wo Erde, Luft und Wasser in gleicher Weise verdorben wurden und die Bauwerke ohne Schönheit sind. Es ist verwunderlich, daß der Mensch dies gewöhnen konnte, daß ihm hier zu leben möglich war. Eine solche Umwelt mußte ihm Schaden an seiner Seele zufügen. Dadurch wohl und weniger aus Lohngründen entstanden die radikalen politischen Bestrebungen oder fanden hier einen günstigen Ort. Man hat diese Gesamtgefahr auch eingesehen und ist daran gegangen, sie nicht ohne Erfolg zu bekämpfen. Trotz alledem aber hat man in den letzten Jahren westlich von Köln auf einem Gebiet von der Größe eines Regierungsbezirkes eine ungeheuerliche Zerstörung der Heimat begonnen. Hier wird zur Gewinnung der Braunkohle im Tagebau bis in große Tiefen die Landschaft völlig abgeräumt, nur einzelne Inseln mit besonderen Siedlungen oder hervorragenden Bau- und Kunstdenkmalern bleiben stehen; das ist alles, was Heimat- und Denkmalpflege erreicht haben. Freilich ist wenigstens das Unternehmertum zur Regenerierung der Landschaft verpflichtet worden. Aber wenn man dort herumwandert und diese Kraterlandschaft erlebt, so erschauert man auch da, wo bereits mit dem Wiederaufpflanzen begon-

nen ist, im tiefsten; man hat doch das Gefühl eines ungeheuren Frevels an der Heimat, einer Versündigung an ihrer Schönheit. Man sieht: Heimat bedeutet nicht mehr viel gegenüber sogenannten oder tatsächlichen wirtschaftlichen Notwendigkeiten, man ist leicht bereit, sie zu opfern, man hat sie ja auch ohne Gewissensbisse dem Menschen geraubt und man hat dieses Leid im letzten halben Jahrhundert in weltweitem Ausmaße Millionen und Abermillionen von Menschen angetan. Das alles geschieht aus Mangel an Ehrfurcht vor allem Guten und Schönen — apokalyptische Zustände. Man muß sich geradezu verwundern, daß wir trotz allem immer noch viel schöne und echte Heimat besitzen; darüber sollen wir uns freuen.

Aber es muß doch festgestellt werden, daß nicht nur durch die Industrialisierung und schlechtes Neubauen der Heimat so viel Schaden zugefügt wurde, sondern daß seit 150 Jahren die Schönheit der alten Heimat sozusagen von innen heraus fortwährend Verluste erleidet. Wir deuteten vorhin schon an, wie dieses Verhängnis mit der Säkularisation beginnt, wie man aus reinem Nützlichkeitsdenken schöne und ehrwürdige Kirchen und sonstige Bauwerke abreißt oder herabwürdigt (sie sind „überflüssig“ geworden), wie man die alten Stadtmauern zum Abbruch freigibt. Mit letzterem Tun wird die alte, so wichtige Stadtbegrenzung aufgerissen, die Städte ergießen sich mehr und mehr formlos in die Weite und um zu ihrem, vielfach immer noch großartigen inneren Bezirk zu kommen, muß man erst eine Zone der Häßlichkeit durchschreiten. Wie großartig und organisch haben dagegen die früheren Jahrhunderte die Stadterweiterungen zu gestalten verstanden. Trotz aller städtebaulichen Bemühungen unserer Tage ist dieser schlechte Zustand kaum mehr grundsätzlich zu ändern, ja er hat gerade in jüngster Zeit auch die kleinen Städte und selbst die Dörfer befallen. Die gewaltige Bevölkerungsumschichtung und die notwendige Neusiedlung nach dem letzten Kriege haben überall eine starke Bautätigkeit hervorgerufen, die fast durchwegs nicht zum Segen der Heimat ausgefallen ist und ihr keine Mehrung an Schönheit gebracht hat. Auch die Dörfer waren früher umhegt, wörtlich zu verstehen mit einem Hag, zuweilen sogar mit Mauern befestigt; immer aber besaßen sie eine schöne Zusammengefaßtheit, ein klares Aufhören, umgeben von einer Baumzone, so daß die Dörfer für die Heimatlandschaft einen wirklichen Schmuck bedeuten! Schönheit der Heimat, echte Heimat. Man muß heute schon in abgelegene Gegenden gehen, um sich an solchen unverdorbenen Dorfbildern erfreuen zu können. Aber die Gefahr für die Dorfheimat, um zunächst bei dieser zu bleiben, ist inzwischen noch viel größer geworden. Die Technisierung der Landwirtschaft mit ihrem anders gearteten Raumbedürfnis droht die alten Hofformen zu sprengen; es besteht die große Gefahr, daß an die Stelle der schönen landschaftsgebundenen und geschichtsträchtigen bäuerlichen Bauten, farmartige Gebilde treten, vielleicht zweckmäßig — es ist aber dies nicht immer so ganz sicher —, also im wesentlichen Maschinenhallen und leichte Schuppen mit einer Wohngelegenheit. Dieses Bild mag düster gemalt sein; aber wenn man immer wieder in landwirtschaftlichen Fachorganen oder in den Tageszeitungen liest, wie rettungslos veraltet die Bauernhöfe seien, daß eine sehr große Zahl von ihnen abgerissen und neu aufgebaut werden müsse, und wenn man weiter hört, daß diese Neubauten leicht sein müssen, daß sie höchstens auf eine Lebensdauer von 50 Jahren berechnet werden dürfen, so muß man doch die größten Befürchtungen für die bäuerliche Heimat hegen. Deren Kernzelle war und ist die Bauernstube, die vor allem in Mittel- und Oberdeutschland in ihrer klaren über Eck gehenden Raumform, ihren schönen Verhältnissen, ihren kargen, aber guten und genau festgelegten Einrichtung eine Kulturschöpfung

hohen Ranges gewesen ist. Dies alles soll nun nichts mehr bedeuten. Dazu kommt die Dorfauflockerung, die in den Gegenden geschlossener Dörfer, so besonders in Franken und Hessen, tödlich wirken kann. Es gibt dort fast stadtähnlich gefügte Dörfer mit Rathhäusern, hervorgehobenen Brunnen, Dorf Linden und schönen Häusern. Einzelaussiedelung wird nicht zu umgehen sein, das bedeutet aber schwierige Aufgaben, zumal da entgegen den alten Zeiten das moderne gute städtische Bauen kein Vorbild für das Land bieten kann und der ländliche Baumeister meistens nicht in der Lage ist, von sich aus solche Lösungen zu finden, die Schönheit besitzen. Wir wissen, die Welt hat sich immer wieder geändert, Bauernhof und Dorf — in unterschiedlicher Stärke in einzelnen Landschaften — haben ihr Gesicht zu bestimmten Zeiten vollständig gewandelt. Die neue Form war da wohl anders, aber sie war ebenfalls schön. Die Dorfheimat erlitt dadurch keinen Verlust an seelischen Werten. Wir haben das Recht und die Pflicht, zu fordern, daß die Schönheit der Dorfheimat auch bei der notwendigen Neuformung in unserer Zeit aufrechterhalten bleibt und daß die Landschaft und ihre geschichtliche Eigenart dabei immer noch zu einem gewissen Rechte kommt.

Kehren wir zur Stadt zurück, so ist die Störung, ja Zerstörung ihrer Kernbezirke im Laufe des 19. Jahrhunderts langsam fortgeschritten. Die rohe Gewalt des letzten Krieges hat das ihre dazu getan und Wiederaufbau hat vielfach eine Gesichtlosigkeit der Städte, eine Dissonanz des unvermittelten Nebeneinander von Altem und Neuem zur Folge gehabt. Aber die Gefahren, die die Reste ihrer Schönheit bedrohen, sind nach wie vor sehr stark. Da ist der Verkehr, der jedes alte Gefüge sprengen will: seine übertriebenen Ansprüche sind in den alten Stadtkernen in die rechten Grenzen zu weisen, ja er ist nach Möglichkeit von ihnen fernzuhalten, wobei wir mit modernsten Architekten und Städtebauern uns einig wissen. Umgebungsstraßen und Ringstraßen sind dringend erforderlich. Wie glücklich kann eine große Stadt wie Nürnberg sein, die aus Gründen der Geschichte und der Schönheit ihre großartige spätmittelalterliche Stadtbefestigung beibehalten hat und dadurch den inneren Verkehrsring auf natürliche und schöne Weise erzielt hat, den andere Städte, z. B. München, unter unendlichen Kosten neuschaffen muß. Die Schönheit der Heimat kann also auch hohe Zweckmäßigkeit in sich schließen, wie wir das auch in Natur und Landschaft immer wieder erleben. Ein weiterer sehr gefährlicher Feind der Altstadtkerne und der Kleinstädte bis auf die Dörfer hinaus ist der Einbau moderner Läden in schöne alte Häuser. Gewiß, wir können dem modernen Geschäftsleben nicht einfach Zwangsjacken anlegen, wir wollen das keineswegs, aber andererseits schießt die Forderung nach Größe und Modernität der Ladenanlagen oft über das Ziel hinaus, wobei sich zuweilen die Frage der Wirtschaftlichkeit stellen mag. Als Anwältin der Schönheit der Heimat müssen und können wir Rücksicht verlangen, müssen auf architektonisch-guten Lösungen bestehen, was freilich nicht nur großes Können, sondern auch Charakterfestigkeit vom Baumeister verlangt. Es darf in diesem Punkte nicht der blanke Eigennutz und das hemmungslose Erwerbsstreben allein Geltung haben. Öffentlich sichtbares Eigentum bringt nicht nur Rechte mit sich, sondern auch Pflichten gegenüber der Gemeinschaft und gegenüber der allen gehörenden Schönheit. Die Eigentumsauffassung unserer Rechtsprechung müßte diesen letzteren Gedanken, der ja auch Rechtsens und sogar in den Verfassungen verankert ist, mehr Rechnung tragen, als das im allgemeinen geschieht.

Was vom Ladeneinbau gesagt wurde, gilt grundsätzlich auch von der Reklame; doch sind diese Verhältnisse zu gut bekannt, als daß hier ausführlich darüber gesprochen werden müßte.

Gewaltige Gefahren bedrohen also die Schönheit der Stadttheimat. Aber sollte es gar keine Hoffnung geben? Wir sehen auch Ansätze zum Guten und Schönen. Seit dem Beginn unseres Jahrhunderts etwa ringt die Kunst in ganzem, gewiß auch unter Krämpfen und Auswüchsen um neue Formen. Für die große Öffentlichkeit ist die Architektur am wichtigsten und sie hat zweifellos gute Wege eingeschlagen. Die Grundgesetze der Harmonie sind ihr wieder vertrauter geworden als vor der Jahrhundertwende, und Schönheit kann ihr eigen

sein. Eines freilich ist im Sinne der Heimat bedauerlich, ihre Internationalität, so daß sich das Gesicht der Städte über die ganze Welt hin allzusehr vereinheitlicht. Vielleicht ist das aber auch eine Anfangserscheinung und es ist möglich, daß die moderne Grundform sich landschaftlich (dies großräumig verstanden) wieder zu einer stärkeren Eigenart entwickelt, wozu man Ansätze sehen mag. Neuzzeitliche Siedlungen haben naturnotwendig eine andere Form als die alten Städte, sie sind in jeder Weise offener, naturdurchwirkter und gleichförmiger im Typ. Aber es fehlt ihnen nicht an Schönheit, und so können sie doch Heimat werden. Wohnen und Heimat sind nunmehr noch viel schicksalhafter verbunden als früher, und zwar bis in die innerste Zelle hinein, bis zum Zimmer; das bedeutet: die Mietwohnung als Heimat. Pestalozzi hat die Wohnstube eine Auferziehungsstube genannt; ihre Schönheit und Heimeligkeit im echten Sinn ist heute für das Heimatgefühl unendlich wichtig, und so konzentriert sich vielleicht zuletzt das Heimgefühl bei wechselndem Gehäus auf den Hausrat, dessen Schönheit und persönliche Eigenart dadurch an Bedeutung gewinnt.

Aus all diesen Gründen ist Wohnungsnot größte Heimatnot. Wohnungsnot ist aber nicht nur Mangel an Wohngelegenheit, sondern auch Mangel an Wohngesinnung, welcher letzterer Begriff mit dem Mangel an Häuslichkeit, an Behaustheit noch nicht völlig umschrieben ist. Über dieses Kapitel, über das ein Philosoph wie Heidegger Betrachtungen anzustellen nicht für unwichtig hielt, wäre noch viel zu sagen. Doch wir müssen zum Schluß kommen. Das wichtigste ist also die Gesundung von innen heraus, aber die äußeren Mittel verschiedenster Art der Beeinflussung und Erziehung dürfen nicht vernachlässigt werden.

Mit dem Beginn der Gefahren für die Schönheit der Heimat wuchsen auch bereits die Mittel für die Abwehr und so fallen die Anfänge der Denkmalpflege schon in die Zeit der Negation und Zerstörung während der Säkularisation. Langsam, aber stetig wurde die Denkmalpflege, der neben den Baubehörden die Schönheit der Heimat anvertraut ist, im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts zu einem wirksamen Instrument ausgebaut, wenn sie auch noch manche Herzstärkung vertragen kann. Aber nicht alles kann man von der Obrigkeit erwarten. Sehr wichtig ist die Gesinnung des Bürgers, der Ehrfurcht vor der Geschichte und Liebe zum Schönen in der Heimat besitzt und willens ist, sie zu verteidigen. So geschah es vor wenigen Jahren in eindrucksvoller Weise in Bern, als die noch so gut erhaltene und so schöne Altstadt durch einen sehr gefährlichen Einbruch bedroht war. Alle gesetzlichen Mittel waren bereits verbraucht, nichts mehr schien zu helfen: da versammelten sich 8 000 Bürger auf dem Münsterplatz und demonstrierten für die Schönheit ihrer Stadt und siehe das half. Der Bürger, der den Einbruch geplant hatte und bereits die entsprechenden Häuser erworben hatte, trat von seinem Vorhaben zurück und verkaufte die Grundstücke an die Stadt, die hier eine Sanierung durchführte und die Häuser ohne äußere Veränderung zu modernen billigen Wohnungen für minderbemittelte Bürger herichten ließ. Man fragt sich: Könnte eine solche Heimattat in Deutschland geschehen, wo sich heute die Geschichtslosigkeit breitmacht und das krasse Erwerbsstreben dominiert?

Es ist ein Stigma des 19. Jahrhunderts, daß sich die Freunde der Geschichte und der Schönheit der Heimat in Vereinen zusammenschlossen. Man hat diesem Umstand vielleicht in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zu wenig Beachtung geschenkt, er scheint mir sehr wichtig. Zunächst waren die historischen Vereine entstanden und die Museumsvereine, dann erweiterte sich der Gedanke zum Heimat- und Heimatschutzverein. Vieles wurde durch sie geleistet und erreicht. Ihre Geschichte darf aber noch nicht zu Ende sein. Die Vereine haben heute wie eh und je noch ihre große Bedeutung. Sie müßten erstarken und zur Volksbewegung werden. Denn wenn die Angriffswaffen gefährlicher drohen, so müssen auch die Abwehrwaffen stärker werden. So mögen denn die Fähnlein der Heimatgetreuen wachsen und zu Regimentern und Armeen werden, um mit allen Kräften des Geistes und des Herzens wirksam zu kämpfen: für die Heimat und ihre Schönheit.